Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 3

Artikel: Vom Heimatgefühl der alten Eidgenossen
Autor: Hauser, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665053

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rückkehr mahnte, hatte Martino ihr die Heirat, goldene Berge und den Himmel auf Erden versprochen.

*

Als sie in den Albergo zurückkehrten, waren ihre Gefährtinnen bereits aufgebrochen, der Heimat zu. Das Mädchen stand ratlos da und fing an zu schluchzen. Aber Martino tröstete es mit zuversichtlichen Worten: er werde schon Rat schaffen! Was es denn überhaupt in dem verlorenen Cassina noch wolle, wo Schmalhans das ganze Jahr Küchenmeister sei und in den Augen des gestrengen Don Prada das buntseidene Kopftuch schon eine Sünde. In der Cassina sei die Welt mit Brettern vernagelt, hier aber läuten die Glocken jeden Tag ein anderes Fest ein. Er habe in der Nähe eine Tante, bei der sie gute Unterkunft finden werde. In deren Osteria gebe es Arbeit und Brot genug für ein starkes, gesundes Mädchen. An den Abenden und den dienstfreien Tagen würden sie dann zusammen sein können. Und sobald er seine Zeit abgedient habe, bekomme er vom Staate eine Anstellung; dann würden sie heiraten.

Rina ließ sich — anfänglich etwas widerstrebend — schließlich trösten, und Martino erstickte unter seinen feurigen Umarmungen und Küssen ihr banges Gewissen.

*

Es folgte eine sonderbare Zeit: voll Hoffnung und Erwartung, und doch erfüllt von innerer Unruhe ob der Zukunft. Ihr Dienst war nicht sonderlich schwer; einige Handreichungen in Küche und Haushalt. Aber die meiste Zeit mußte sie in der Osteria die Gäste bedienen, mit ihnen plaudern und ein lachendes Gesicht zeigen. Aber gerade das fiel ihr immer schwerer. Sie hatte Heimweh und sehnte sich aus der großen Stadt in die Stille ihres Heimatdörfchens, aus der lärmerfüllten Gaststube in die Traulichkeit ihres bescheidenen Kämmerchens in Cassina zurück, von dessen Fenster aus man weit über See und Berge sah.

*

Seit sie Martino anvertraut hatte, daß sie gesegneten Leibes, kam er immer seltener und wußte jedesmal eine andere Lüge, um das gequälte Mädchen zu trösten. Schließlich blieb er ganz fern, und Rina, die an Gott und den Menschen verzweifelte, erfuhr eines Tages durch einen Kameraden, daß er weit ins Veltlin hinauf versetzt worden sei.

Da ging sie den Kalvarienweg ins heimatliche Dorf, denn was ihr bevorstand, wußte sie, seit die Base Erna mit ihrem Liebeskind nach der Cassina zurückgekehrt war und seither wie eine Geächtete da oben lebte. Bei jeder Gelegenheit hing ein Strohkranz an ihrer Türe . . .

*

Rina lebte tapfer, ertrug die Vorwürfe, den Hohn und die Verachtung; schenkte dem kleinen Wesen Assunta das Leben und erlosch selbst nach der Geburt wie eine Ampel, in der kein Öl mehr ist. Seither — es mögen nun zehn Jahre sein — hauste der alte Crippa mit seinem Tochterkind Assunta allein in dem kleinen Haus am Eingang des Dorfes: wohl dem ärmlichsten von Cassina. . .

Johannes Vincent Venner.

Vom Heimatgefühl der alten Eidgenossen

Es ist merkwürdig, wie wenig wir eigentlich über das Leben und Empfinden der Eidgenossen im ersten Jahrhundert ihres staatlichen Daseins wissen. Wir erfahren aus den spärlichen Quellen von Naturkatastrophen, etwa auch von Seuchen, Hungersnöten und Mißernten. Staunend gewahren wir bei Anlaß von Kriegen eine Lebenskraft ohnegleichen. Daß sich in dieser rauhen Zeit im Volk die Anfänge menschlicher Gesittung und die ersten leichten Gedanken entwickelten, ist das gemeinsame Schicksal aller Völker. Das eidgenössische Volk aber weist schon in seiner Jugendzeit uranfängliche Eigenschaften und Sonderheiten auf. Zum ursprünglichsten im Eidgenossen gehört einmal die Liebe zur Heimatscholle, ein scharfer Eigentumsbegriff und Ordnungsgeist. Zwei Merkmale treten sodann besonders hervor: einerseits der unbändige Freiheitswille der Eidgenossen, der Wille, sein eigenes Land selbst zu regieren, anderseits der wehrhafte Trotz und die rauhe Rücksichtslosigkeit allen fremden Ansprüchen gegenüber.

Ein Bewußtsein dieser Eigenart wäre schwer festzustellen; von einer nationalen Eigenart oder Idee kann man noch nicht sprechen. Während in vielen Ländern eine nationale Idee schon früher einen mächtigen aktiven Faktor in der Entwicklung des Staates bildete, ist in der Eidgenossenschaft das Bewußtsein, eine Nation zu sein, erst das Endergebnis einer langen Entwicklung. Dies findet eine Erklärung in der Tatsache, daß die Gründer der Eidgenossenschaft gar keinen selbständigen Staat zu schaffen suchten. Die Eidgenossenschaft bedeutete ja anfänglich nicht mehr denn ein Mittel zum Schutze talschaftlicher und städtischer Freiheit. Erst die politische Entwicklung führte zur Herausbildung eines selbständigen Staatswesens. Das Denken vom Staat lag noch im Dunkeln, Begriff und Namen des Staates waren noch nicht fest umschrieben. Dies blieb indessen auch bei stärkster Wahrscheinlichkeit eine Vermutung; denn niemand berichtet uns über das Denken, die Vorstellungskraft der ersten Eidgenossen. Die Chronisten jener Tage sind Geistliche. Sie sind meist reichstreu, oft habsburgisch, das heißt eidgenossenfeindlich gesinnt und verurteilen den Freiheitskampf der Waldstätte. Für sie ist der Fürst gerecht, weil von Gott eingesetzt als Richter und Erhalter des Friedens, als Beschützer der Kirche und Wächter über das allgemeine Wohl. Noch weniger als den Begriff des Staates kennen sie denjenigen der Nationalität im Sinne einer politischen Volkseinheit. Die Geburt eines lebendigen Patriotismus ist zu allen Zeiten von einem solch scharfen politischen Bewußtsein unabhängig gewesen. Er stützt sich auf die Grundlage viel instinktiverer und persönlicherer Vorstellungen, wie Liebe und Treue zur Heimat, den Willen, diese selbst zu regieren, den Haß gegen alle die, welche diesem Willen trotzen. In der alten Eidgenossenschaft lebt ein talschaftliches und kommunales Zusammengehörigkeitsgefühl von hoher Kraft. Es war ein Heimatsinn vorhanden, wie wir ihn heute kaum mehr kennen. Man hat schon gesagt, den Alpenbewohnern sei ein besonders mächtiges Heimatgefühl eigen. In der Tat erzählen schon früheste Quellen von einer rätselhaften Liebe des Gebirgsbauern zu seinem kargen Boden, daß ihn keine menschliche Gewalt, keine Naturkatastrophe vertreiben könne, daß er es vielmehr verstanden habe, die schützenden Naturkräfte für sich auszunützen und sie gegen die menschliche Gewalt auszuspielen. Der Mönch Johannes von Winterthur, bekannt durch seinen Bericht über die Schlacht von Morgarten, sagt in seiner in den Jahren 1340—48 in lateinischer Sprache geschriebenen Chronik, die Eidgenossen hätten den Aufstand gegen die Herrschaft Oesterreich „im vollen Vertrauen auf den ganz sichern Schutz und Wehr ihrer himmelhohen Berge erhoben."

Dr. Albert Hauser.

(Aus dem lesenswerten Buche „Werden und Wandel des eidgenössischen Nationalbewußtseins", Verlag Leemann & Co., Zürich.)

Zum Gedenktag der Toten

Heute ist Allerseelen, der Gedenktag der Toten. Wir pilgern hinaus zum Gottesacker und stehen an den Gräbern unserer Lieben. Viele Berge hat die Erde, in deren Schoß reiche Schätze ruhen, von deren Gipfel man köstliche Rundblicke hat in die weite Gotteswelt. Doch was sind sie uns gegen den kleinen Hügel, darunter ein teures Leben schläft? Von da aus schauen wir zurück auf das Land der Erinnerung. Ich sehe die Segenswege, die Vatersorge und Muttertreue mit mir, ihrem Kinde, gegangen sind. Dort liegen die Freudenauen, auf denen du fröhlich warest mit dem Weibe deiner Jugend und spieltest mit dem Kindlein, das euch Gott geschenkt hatte. Da ist das Feld, auf dem wir an der Seite des Freundes rüstig arbeiteten. Wo sind sie hin, Vater und Mutter und Gattin und Kind und Freund? Auf den kleinen Totenhügel fallen unsere Tränen, Tränen des Schmerzes und der Wehmut, der Liebe und Dankbarkeit.

„Ruhet wohl, ihr Totenbeine,
In der stillen Einsamkeit!
Ruhet, bis das End' erscheine,
Da der Herr euch zu der Freud'
Rufen wird aus euren Grüften
Zu den freien Himmelslüften."